GENDER OPEN REPOSITORIUM

Können Männer feministisches Wissen produzieren? Von Hegemonieselbstkritik hin zur pro*feministischen Politisierung der Universität

Fetz, Simon; Korak, Johannes

2021

https://doi.org/10.25595/3730

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fetz, Simon; Korak, Johannes: *Können Männer feministisches Wissen produzieren? Von Hegemonieselbstkritik hin zur pro*feministischen Politisierung der Universität*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 30 (2021) Nr: 1, 56–69. DOI: https://doi.org/10.25595/3730.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v30i1.06

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Strauss, Anselm L./**Corbin**, Juliette, 1996: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.

Strübing, Jörg, 2008: Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung (2., überarb. u. erw. Aufl.). Wiesbaden.

Trinh, Thi Minh-Ha, 1991: When the Moon Waxes Red. Representation, Gender, and Cultural Politics. New York, London.

van Dyk, Silke, 2012: Poststrukturalismus. Gesellschaft. Kritik: Über Potenziale, Probleme und Perspektiven. In: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft. 42(167), 185-210.

Wartenpfuhl, Birgit, 1996: Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theorieentwicklung. In: Fischer, Ute Luise/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen, 191-209.

Weedon, Chris, 1990: Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie. Zürich.

Können Männer feministisches Wissen produzieren? Von Hegemonieselbstkritik hin zur pro*feministischen Politisierung der Universität

SIMON FETZ. JOHANNES KORAK

Einleitung: Können Männer feministisches Wissen produzieren?[1]

Karin Hausen und Helga Nowotny fragten in den 1980er-Jahren: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“ (Hausen/Nowotny 1986). 30 Jahre später antworten Sandra Beaufaÿs, Anita Engels und Heike Kahlert (2012, 9, 18) so: Weiterhin sehr. Welche Konsequenzen hat also der Androzentrismus für die Möglichkeiten emanzipatorischer oder feministischer Wissensproduktion? Vertreter*innen feministischer Standpunktepistemologien widmen sich dieser Frage. Dabei fokussieren sie darauf, welche Subjekte unter welchen Bedingungen emanzipatorisches Wissen produzieren können. Ein grundlegender Gedanke ist, Herrschaftskritik und Wissenschaft vom Standpunkt der Beherrschten oder Unterdrückten aus zu konzipieren. Für frühe feministische Standpunktepistemologien fungierte das Subjekt (*weiße*) Frauen* als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Doch Schwarze Feministinnen stellten vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen klar, dass Machtverhältnisse in ihrer Komplexität und Gleichzeitigkeit theoretisiert werden müssen. Einen einheitlichen Standpunkt von Frauen* gibt es nicht, denn Rassismus, Klassenverhältnisse und andere Spaltungslinien durchzögen die Lebensrealitäten von Frauen*. Daher biete sich

 https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v30i1.06

der Standpunkt der Marginalisierten als adäquatere politische und epistemische Positionierung für eine feministische Wissenschaftspraxis an (vgl. Harding 2015, 30ff.; Collins 2000, 279; Singer 2008, 290).
Die Frage nach dem Subjekt feministischer Wissensproduktion wurde weiter diskutiert. Welche Rolle spielt dabei die qua Geburt und Sozialisation gegebene soziale Positioniertheit der*des Wissensproduzent*in? Kann von dieser auf die Befähigung zu kritischer Wissensproduktion geschlossen werden? Oder geht es vielmehr um die Einnahme eines epistemisch-politischen Standpunktes auf Seiten der Marginalisierten, beispielsweise durch Bezugnahme auf feministische Theorien? Joey Sprague (2018, 52) schreibt dazu, dass gerade neues und differenziertes Wissen über Themen wie Familie, Gewalt oder Gesundheit von Personen unterschiedlicher sozialer Positioniertheiten produziert wurde – „*some have been privilged white men* (H.i.O.)" (ebd., 50).
Können also Männer, die in Geschlechterverhältnissen und im androzentrischen Wissenschaftsbetrieb privilegiert positioniert sind, feministisches Wissen produzieren? Unter welchen Bedingungen? Welche Rolle spielt dabei die Institution Universität?
Im folgenden Text gehen wir diesen Fragen nach. Wir argumentieren, dass die Befähigung zu einer pro*feministischen[2] Wissensproduktion in einem Spannungsfeld entsteht: Die soziale Positioniertheit einer*s Forscher*in (z.B. als *weißer* Mann*) bedingt zu einem gewissen Maß, auf welche Erfahrungen diese*r (nicht) zurückgreifen kann, um Wissen zu produzieren. Männer erfahren etwa nicht den alltäglichen Sexismus, dem Frauen* ausgesetzt sind und sind somit epistemisch benachteiligt, um Wissen über patriarchale Verhältnisse zu produzieren. Neben der sozialen Positioniertheit betonen wir den Aspekt der epistemisch-politischen Positionierung: die Einnahme eines Standpunktes mittels politischer Solidarisierung und Bezugnahme auf etwa feministische Diskurse und Erfahrungen Marginalisierter. Diese betont also einen Praxisaspekt, der über die soziale Positioniertheit hinausweist. Zudem betonen Ansätze der feministischen Standpunktepistemologien auch kollektive und institutionelle Aspekte feministischer Wissenschaftspraxis, die jedoch in ihrer Rezeption nur am Rande aufgegriffen werden. Daran anschließend argumentieren wir, dass die Frage wer feministisches Wissen produzieren kann – neben individueller Positioniertheit und Positionierung – den institutionellen Kontext (universitärer) Wissensproduktion betrifft. Das akademische Feld verlangt von Forscher*innen Verhaltensweisen ab, die unseres Erachtens dem Projekt pro*feministischer Wissensproduktion entgegenlaufen. Sie werden im akademischen Feld auf eine Weise angerufen, die einem maskulinen Ideal autonomer, kompetitiver Subjektivität folgt. Wir argumentieren daher, dass diese vergeschlechtlichenden Subjektivierungsweisen auf- und angegriffen werden müssen.
Wir schlagen in diesem Artikel eine transformatorische Perspektive vor, die versucht, über die androzentrische Logik universitärer Wissensproduktion hinauszuweisen. Dazu halten wir das Konzept der Hegemonieselbstkritik für einen geeig-

neten Ausgangspunkt, um aus der Reflexion über vergeschlechtlichte Privilegien heraus eine emanzipatorische Selbsttransformation anzustreben. Jedoch wollen wir die Hegemonieselbstkritik in Richtung einer kollektiven politischen Praxis weiterdenken. Hier stellen wir vier mögliche Ebenen einer pro*feministischen Politisierung der universitären Wissensproduktion und der Institution Universität selbst vor. Dabei fungieren für uns – im Anschluss an feministische Standpunktepistemologien – Dialog und Dialogfähigkeit als erste Orientierungspunkte einer pro*feministischen Wissenschaftspraxis. Auf der epistemischen Ebene heißt dies für uns, Wissenschaft als unstete und ungewisse Praxis zu begreifen, die immer wieder kritisch befragt werden muss. Auf der habituellen Ebene rücken verkörperte Geschlechterpraxen, wie Konkurrenzverhalten, in den Blick. Eine pro*feministische Wissenschaftspraxis verfolgt eine solidarische Haltung, die bei der Transformation männlicher (Körper-) Praktiken ansetzt und sich bis auf die Beziehungsebene erstreckt. Damit ist für uns der Grundstein gelegt, um abschließend nicht nur die vermännlichende Logik innerhalb der Universität in Frage zu stellen, sondern um jene Bedingungen zu politisieren, die diese Institution erst ermöglichen.

Feministische Standpunktepistemologien: zwischen Positioniertheit, Positionierung und Standpunkt

Ein zentrales Anliegen feministischer Standpunktepistemologien ist es, in der Forschung vom Standpunkt der Marginalisierten auszugehen. Dabei rückt das Spannungsverhältnis zwischen sozialer Positioniertheit und der epistemisch-politischen Positionierung von Subjekten in Bezug auf zwei Fragen in den Vordergrund: Wie entsteht aus den unterschiedlich positionierten Subjekten ein Standpunkt der Marginalisierten? Wer tritt als Forscher*in, also als forschendes Subjekt, im Sinne der feministischen Standpunktepistemologie auf? Damit setzen wir an Debatten darüber, wie eine soziale Positioniertheit zu einer epistemisch-politischen Positionierung transformiert wird (vgl. Stoetzler/Yuval-Davis 2002, 320) oder wie die These der Situiertheit jedes Wissens ausgelegt wird (vgl. Singer 2005, 142), an. Wir argumentieren folglich weder, dass die soziale Positioniertheit Subjekte monokausal in der Erarbeitung eines Standpunktes *determiniert*, noch wollen wir einer Loslösung der epistemisch-politischen Positionierung von der sozialen Positioniertheit das Wort reden. Aus pro*feministischer Perspektive ist für uns die Anerkennung der Wirkmächtigkeit einer vergeschlechtlichten Subjektivierungsweise zentral, die sich durch den Wissenschaftsbetrieb zieht. Denn feministische Standpunktepistemologien setzen die Situiertheit jedes Wissens und jeder Wissensproduktion als (wissenschafts-)politische Einsatzpunkte dem androzentrischen „god trick“ (Haraway 1991, 189) entgegen.[3]
Wenn der Einsatz feministischer Standpunktepistemologien eingelöst und Mr. Nowhere – also das hegemonial-männliche (*weiß* privilegierte, heterosexuelle, hochschulgebildete und able-bodied) Wissenssubjekt – als Garant legitimen Wissens abgeschafft wird, welche Rolle können dann Männer bei der Produktion kritischen

Wissens spielen? Welche Fragen müssen vor diesem Hintergrund berücksichtigt werden, wenn ihre Wissenschaft vom Standpunkt der Marginalisierten ausgehen will?
Sandra Harding (1992, 442f.) betont, dass herrschaftskritische Wissenschaft sich intensiv mit den gelebten Erfahrungen und Lebenswelten Marginalisierter auseinandersetzen muss. Die daran anschließenden Debatten um den Status des Subjektes haben gezeigt: Eine einfache Gleichsetzung zwischen sozialer Positioniertheit und Subjekt reduziert Komplexität und kann tendenziell depolitisierend wirken. Nira Yuval-Davis und Marcel Stoetzler (2002, 325f.) verweisen dabei auf die emotionalen Dispositionen im und widersprüchlichen ideologischen Anrufungen an das Subjekt. Subjekte sind „much more problematic and contingent" (Haraway 1991, 192), als dass sie als Standpunkte im Sinne der feministischen Standpunktepistemologien dienen könnten.
Hingegen entstehen für Standpunktepistemolog*innen Subjekte aus kollektiven und politischen Prozessen heraus. Ausgehend von der individuellen sozialen Positioniertheit (vgl. Collins 2004, 248) und geteilten emanzipatorischen Werten (vgl. Harding 2015, 42) bilden sich erst durch den Dialog (vgl. Yuval-Davis 2012, 51) politisch-epistemische und kollektive Subjekte. Ebendiese sind schließlich die Ausgangspunkte „for *everyone's* (H.i.O.) research and scholarship" (Harding 1992, 442-43). Doch inwieweit kann diese Konzeption von Subjekten auf das forschende Subjekt übertragen werden? Denn, wie Mendel hervorhebt (2015, 86), können sich auch Männer auf feministische Standpunktepistemologien beziehen und die These der sozialen Situiertheit jedes Wissens wird abgeschwächt. Insofern könnte der Blick auf das Spannungsverhältnis zwischen sozialer Positioniertheit, und epistemisch-politischer Positionierung von Männern* im Wissenschaftsbetrieb verstellt werden. Steht also „Mr. Nowhere" (Harding 2015, 150), der sich nun aber auf feministische Theorien und Standpunktepistemologien beruft, wieder im Raum?
Dieses Spannungsfeld gilt es zu reflektieren. Wir sehen dabei im Konzept der Hegemonieselbstkritik einen produktiven Weg, um die soziale Positioniertheit als Mann* infrage zu stellen und eine epistemisch-politische pro*feministische Positionierung zu ermöglichen. Denn wie Harding schreibt: „(m)en, too, must learn to take historic responsibility for the social position from which they speak" (Harding 1992, 457). Wie eine solche Verantwortungsübernahme gedacht werden kann, wollen wir im Folgenden erkunden.

Hegemonieselbstkritik als Weg zu einer pro*feministischen Wissenschaftspraxis

Diese reflektierte Verantwortungsübernahme für die eigene privilegierte Positioniertheit ist ein zentrales Element der Hegemonieselbstkritik (Dietze 2015). Sie bezeichnet einen Modus des Denkens, der „die eigene Verstrickung in Macht- und Herrschaftsverhältnisse" (Thym 2018, 196) reflektiert und „sich auch kritisch gegen

sich selbst wendet, kritisch ist gegenüber den eigenen Denk- und Lebensweisen" (Maihofer 2013, 330). Das eigene Handeln, Denken und Fühlen wird als in gesellschaftlichen Machtverhältnissen situiert und als durch diese konstituiert begriffen. Wir fragen: Inwiefern trägt das eigene Sein mit seinen Handlungen, Denk- und Fühlweisen zur Reproduktion von Machtverhältnissen bei? Für männliche und somit privilegierte Individuen bedeutet dies, die eigene Praxis kritisch durchzuarbeiten und sie auf ihre Komplizenschaft mit den bestehenden Verhältnissen hin zu befragen. Hegemonieselbstkritik impliziert eine doppelte Bewegung der Entunterwerfung: Zum einen nicht selbst „dermaßen regiert zu werden" (Foucault 1992, 12 zit. nach Thym 2018, 199) – von hegemonialen Männlichkeitsanforderungen und Geschlechternormen – und zum anderen, „nicht dermaßen regieren zu wollen" (ebd.), also männliche Dominanz aktiv zu unterlaufen.

Hegemonietheoretisch betrachtet sind Machtverhältnisse nicht statisch, sondern umkämpft, fragil und widersprüchlich. Ein Diskurs ist hegemonial, wenn er „die herrschenden Normen, Werte und Verhaltensstandards einer Gesellschaft konstituiert" (Maihofer 1995, 81). Hegemonieselbstkritik heißt, die eigene epistemische Verortung kritisch durchzuarbeiten und aktiv nach einem emanzipatorischen Standpunkt zu suchen. Thym begreift die Befähigung zu dieser Arbeit am Selbst als „historisch und kulturell bedingt, biographisch verortet und (als) Bestandteil spezifischer gesellschaftlicher Verhältnisse und Aushandlungsprozesse" (Thym 2018, 199). Bei dieser Arbeit gibt es keinen sicheren emanzipatorischen Standpunkt außerhalb der bestehenden Verhältnisse, von dem diese Selbstkritik ausgehen kann. Demnach fordert für uns die Hegemonieselbstkritik dazu auf, das Terrain vermeintlicher Gewissheiten zu verlassen und Aspekte des eigenen Denkens und Handeln zu befragen – insbesondere dann, wenn sie das eigene Recht und die eigene Überlegenheit affirmieren. Kritik ist – im zweifachen Sinne des Wortes – zu üben, „nicht in einer Aura der Selbstgewissheit, sondern in einem Ethos der Ungewissheit und der Einsicht, dass es diese auszuhalten gilt" (Maihofer 2013, 330f.).

Hegemonieselbstkritik verortet individuelle Praktiken in einem Gefüge von Machtverhältnissen und betont gleichzeitig widerständige individuelle Handlungsfähigkeit. Ihr Gegenstand ist gesellschaftlich-kollektiv – die Spuren hegemonialer Diskurse im individuellen Handeln, Denken und Fühlen. Sie schreibt dem Individuum ein Maß an subversiver Handlungsfähigkeit zu, ohne dieses Moment voluntaristisch von seinem gesellschaftlichen Kontext loszulösen. Dennoch sind die im Konzept angelegten Handlungsoptionen stark individualisiert. Mit Claudia Brunner (2017, 200) halten wir Hegemonieselbstkritik für ein grundsätzlich selbstreflexives Theorem. Somit besteht die Gefahr, dass kollektive und politische Aspekte gegenhegemonialer Kämpfe aus dem Blick geraten.

Wie kann eine kritische Transformation von Selbstverhältnissen gelingen? Antonio Gramsci begreift bei diesem Prozess sowohl individuelle wie politisch-kollektive Aspekte als zentral. Für Gramsci sind Handeln, Denken und Fühlen geprägt von widersprüchlichen ideologischen Einflüssen, die es zu erkennen gilt:

> Der Anfang der kritischen Ausarbeitung ist das Bewußtsein dessen, was wirklich ist, das heißt ein ‚Erkenne dich selbst' als Produkt des bislang abgelaufenen Geschichtsprozesses, der in einem selbst eine Unendlichkeit von Spuren hinterlassen hat, übernommen ohne Inventarvorbehalt. Ein solches Inventar gilt es zu Anfang zu erstellen (Gramsci 1991, 1376).

Es gilt also, für einen pro*feministischen Standpunkt die subjektiven Wissensbestände androzentrismuskritisch zu dekonstruieren. Gramsci zeigt auf, dass dies kein individuelles Unterfangen bleiben kann. Denn Subjektivität entsteht immer in einem politischen und sozialen Umfeld, wo spezifische Denk-, Fühl- und Handlungsweisen als akzeptabel und normal gelten und auf spezifische Weise sanktioniert werden. Die Ausbildung kritischer Subjektivitäten ist an gegenhegemoniale politische Diskurse, Praktiken und Kämpfe geknüpft: „Zum kritischen Selbstverständnis kommt es (…) über einen Kampf politischer ‚Hegemonien', kontrastierender Richtungen" (ebd., 1384, vgl. auch Harding 1992, 454). Eine emanzipatorische Selbsttransformation impliziert ein entscheidendes kollektives und politisches Moment. Im Folgenden versuchen wir, die auf individuelle Reflexionspraktiken fokussierte Hegemonieselbstkritik zu erweitern. Die Erarbeitung eines pro*feministischen Standpunktes fassen wir als kollektive epistemische Praxis, die emanzipatorischen und marginalisierten Weltdeutungen Raum verschaffen soll. Zudem ist eine Transformation von Beziehungsweisen und institutionellen Bedingungen für uns notwendig, um eine emanzipatorische Wissensproduktion zu ermöglichen.

Vier Dimensionen einer pro*feministischen Politisierung der Universität

Für die Erarbeitung eines pro*feministischen Standpunktes knüpfen wir an die feministischen Standpunktepistemologien an. Sie fordern privilegiert positionierte Individuen auf, solidarisch, kollaborativ und demokratisch mit marginalisierten Gruppen in Beziehung zu treten und zusammenzuarbeiten. Dazu zählt für Harding 1992, 457f.) die kritische Reflexion der eigenen sozialen Positioniertheit und die Veränderung des eigenen epistemischen Standpunktes. Hierbei schlägt Harding (ebd.) eine intensive Auseinandersetzung mit marginalisierten Wissens- und Lebenswelten und eine „critical examination of the dominant institutional beliefs and practices" (ebd.) vor, die marginalisierte Gruppen aus der Wissensproduktion ausschließen. Im Folgenden werden wir diesen Impuls aufgreifen und fragen: Wie kann eine pro*feministische Praxis der Wissensproduktion aussehen, die auch die Bedingungen der universitären Wissensproduktion kritisiert und darauf abzielt, diese zu verändern? Dabei legen wir die hegemonietheoretische Annahme zugrunde, dass gegenhegemoniale Subjektivitäten und Praxen erst dann Form annehmen und verstetigt werden können, wenn es einen entsprechenden sozialen Resonanzraum gibt und somit „(k)ollektive Bedingungen (...) gestaltet werden (müssen), damit Kritik und (emanzipatorische) Handlungsfähigkeit als transformatorische Praktiken in Erscheinung treten können" (Meißner 2015, 224). Die Notwendigkeit der politisch-kollektiven Dimension von Wissenschaftskritik skizzieren wir anhand des hegemonialen

Leitbildes wissenschaftlicher Subjektivierung. Wissenschaftler*in zu sein heißt, sich leidenschaftlich und ausnahmslos auf die universitäre Arbeit zu fokussieren, ist „weniger Beruf als Berufung, eine Lebensform, die gewissermaßen kein anderes Engagement neben sich duldet" (Müller/Speck 2016, 203). Zugleich sind die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens prekär und veranlassen Wissenschaftler*innen dazu, um Geldmittel und Stellen zu konkurrieren, unbezahlte Überstunden zu leisten, und in eine ungewisse Zukunft zu blicken. Kompetitivität und Selbstinszenierung sind die Gleise der wissenschaftlichen Laufbahn. Ein männlicher Habitus zahlt sich in einem solchen Umfeld aus (vgl. Beaufaÿs/Engels/Kahlert 2012, 18f.). Müller und Speck verweisen auf die Widersprüchlichkeit und den vergeschlechtlichten Charakter dieses Leitbildes, das sich „an der ‚männlichen Normalbiographie': an der Idee eines vollversorgten und nicht sorgenden Menschen, an einer weitgehend von Reproduktionsarbeit freigestellten Person (orientiert)" (2016, 208) und somit den Androzentrismus der Wissenschaft ausweist.

Wissenschaft aus einer pro*feministischen Perspektive zu begreifen, heißt für uns neben dem Innenleben der Wissenschaftler*innen und Universitäten, auch die ausgelagerten Bedingungen dieser zu analysieren. Wissenschaft als Lebensform „basiert auf der Abspaltung und Ausblendung des Praktischen, Alltäglichen und Notwendigen" und wird somit „im Sinne einer Berufung gerade außerhalb des Kontexts von Arbeit und LebeSinn" verortet (Jung 2018, 135).

Hier schlagen wir den Bogen zurück zum Konzept der Hegemonieselbstkritik: Wenn Kritik an der Arbeit am Selbst stehen bleibt und nur auf der epistemischen Ebene Entfaltung findet, besteht die Gefahr, dass die Machtverhältnisse in der Wissenschaft reproduziert werden. Für uns müssen die institutionellen Bedingungen der Wissensproduktion ebenso in den Blick genommen werden. Wir wollen dies veranschaulichen. Wir erachten einen Wissenschaftler, der sich mit feministischen Standpunktepistemologien und Theorien so auseinandersetzt, dass neben einem 15-Stunden-Arbeitstag Zeit und Energie für die Reproduktionsarbeit fehlt, als problematisch. Denn im Kern verkörpert er die Konkurrenzlogik der Universität und feilt an seiner wissenschaftlichen Karriere. Unterdessen erledigen seine Partner*innen, Freund*innen und Kolleg*innen die für ihn lebensnotwendige, unsichtbare Reproduktions- und Sorgearbeit. Ein solcher feministischer Wissenschaftler ist für uns Teil eines patriarchalen Problems und keine Lösung.

Damit einer solch individualisierenden Praxis entgegengewirkt werden kann, schlagen wir vier Ebenen pro*feministischer Kritik und Transformation vor: die epistemische, habituelle, institutionelle und strukturelle. Wir beabsichtigen damit ein Handlungsfeld zu skizzieren, in dem emanzipatorische Veränderungen universitärer Wissensproduktion ansetzen können und die auf den Bruch mit der hegemonialen wissenschaftlichen Männlichkeit abzielen.

Epistemische Ebene

Zunächst möchten wir die feministischen Kritiken am Androzentrismus in der Wissenschaft aufgreifen und die epistemische Ebene pro*feministischer Praxis ausloten. Aus einer pro*feministischen Perspektive ist mit jeglichem Androzentrismus zu brechen und kritisch infrage zu stellen, welche impliziten Normierungen wissenschaftlichen Diskursen zugrunde liegen, welches und wessen Wissen überhaupt als legitimes angesehen wird. Dabei können die Zitation eines bestimmten Kanons (vgl. Alatas/Sinha 2017, 8f.), die Auswahl von Literatur, von bestimmten Interviewpartner*innen, Expert*innen und Forschungsthemen sowie die Bezugnahme auf Beziehungsnetze, in denen Erkenntnisse erarbeitet wurden, als Ansatzpunkte herangezogen werden.

Im Anschluss an Harding sind für eine pro*feministische Wissenschaftsproduktion Machtverhältnisse vom Standpunkt der Marginalisierten aus zu beforschen. Denn: „Men, too, must contribute distinctive forms of specifically feminist knowledge from their particular social situations. Men's thought, too, will begin first from women's lives" (Harding 1992, 457). Jedoch bedeutet eine pro*feministische Wissenschaftspraxis für uns, gegenüber der eigenen Perspektive und der eigenen sozialen Positioniertheit als Mann* wachsam und kritisch zu bleiben.

Ilan Kapoor (2004) hat hier von der Notwendigkeit zur Hyperreflexivität gesprochen. Dieser Verdacht gegen sich selbst, sich mit dem eigenen Handeln potenziell zum Komplizen von Machtverhältnissen zu machen, ist verunsichernd. Anstatt jedoch dieser Verunsicherung zu entfliehen und neue Gewissheiten zu finden, liegt in dieser Verunsicherung eine Chance. Denn eine pro*feministische Wissenspraxis folgt dem von Maihofer ausformulierten „Ethos der Ungewissheit", der an die Stelle einer „Aura der Selbstgewissheit" (2013, 330f.) tritt.

Die Figur eines pro*feministischen Forschers setzt sich nicht nur reflexiv mit seiner unsicheren sozialen Positioniertheit auseinander, sondern begreift Wissensproduktion als dialogischen Prozess. Die Vermittlung verschiedener Positionen mit verschieden situierten Erfahrungen und Perspektiven ist notwendig, um einen umfassenderen Blick auf gesellschaftliche Phänomene zu erhalten, Yuval-Davis schlägt hier eine dialogische Standpunktepistemologie vor, also

> the recognition that from each positioning the world is seen differently, and thus any knowledge based on just one positioning is ‚unfinished' (H.i.O.) (...) Thus the only way to approach ‚the truth' (H.i.O.) is by dialogue between people of differential positionings, and the wider the better (Yuval-Davis 2012, 51).

Doch die Ermöglichung eines Dialoges ist nicht nur ein epistemisches Thema. Daran schließt die Frage, wer zu universitären Räumen überhaupt Zugang hat, an. Dies betrifft die Wissenschaftskultur und einen damit verwobenen wissenschaftlichen Habitus, die einem solidarischen Dialog über Differenzen hinweg im Weg stehen.

Habituelle/Beziehungsebene

„Wir (prekären Nachwuchswissenschaftler_innen) kennen wahrscheinlich alle das Verblüffen darüber, mit welchem Selbstbewusstsein und welcher Verve so mancher Typ totale Banalitäten von sich gibt" (Müller/Speck 2016, 209). Hier wird eine Ebene von Machtverhältnissen deutlich, die über verkörperte Praktiken funktioniert; Dominanz wird über spezifische Arten zu sprechen, Positionierungen im Raum, Arroganz und Bezugnahme aufeinander hergestellt. Müller und Speck beschreiben hier einen männlichen Habitus, der im androzentrischen Wissenschaftsbetrieb positiv sanktioniert wird und einen entscheidenden Vorteil im Ringen um kulturelles Kapital darstellt.

Wenn pro*feministische Wissensproduktion darauf basiert, auf solidarische Weise miteinander in Beziehung zu treten und darauf abzielt, im Dialog über Differenzen hinweg Wissen zu produzieren, dann muss dieser Habitus Gegenstand von Kritik und Transformation werden. Unser Ziel ist es, pro*feministische solidarischen Praktiken zu entwerfen, um solidarische wissenschaftliche Beziehungen zu ermöglichen. Dabei steht die respektvolle und interessierte Auseinandersetzung mit anderen Positionen im Vordergrund. Damit schlagen wir aber keine Absage an Dissens vor. Vielmehr sind wir überzeugt, dass Debatten erst dann das Potenzial kollektiver Wissensproduktion ausschöpfen, wenn sie nicht nach der Logik eines Kampfs der Positionen funktionieren, sondern die Perspektiven und Erfahrungen von Diskussionsteilnehmer*innen ernst nehmen und den Austausch als Möglichkeit zur Vervollständigung eines Bildes begreifen. Diese Prinzipien gehen auf die dialogische Methode der Mahloquet zurück, die insbesondere von Leah Czollek und Gudrun Perko im deutschsprachigen Raum eingebracht und weiterentwickelt wurde (vgl. Czollek et al., 2019).[4]

Eine derartige Veränderung kann nur gelingen und verstetigt werden, wenn kollektiv neue Räume zur Erprobung einer alternativen Wissenschaftskultur geschaffen werden. Dies betrifft „informelle Hierarchien, Sitten und Gebräuche der *scientific community* (H.i.O.), Kommunikationsformen, Interaktionsmuster zwischen den verschiedenen Akteuren, das Selbstverständnis der Wissenschaftler und Ähnliches mehr" (Beaufaÿs/Krais 2005, 83). Diese kulturelle Transformation sowie die Notwendigkeit dafür, den Zugang zu universitären Räumen zu demokratisieren, verweist für uns auf die Ebene institutioneller Transformationen – auf das verstetigte Gefüge von Regeln, Normierungen und Normalisierungen, die Beziehungen und Interaktionen innerhalb der Universitäten rahmen.

Institutionelle Ebene

Welche institutionellen Veränderungen sind also notwendig, um das hegemoniale Ideal des männlichen Wissenschaftlers herauszufordern und Bedingungen für ein solidarisches wissenschaftliches Handeln zu schaffen? Universitäten sind andro-

zentrische Institutionen, insofern sie ihre Subjekte auf eine vermännlichende Weise anrufen. Wissenschaftler*innen und Studierende werden dazu angehalten, sich männlich kodierte Verhaltensweisen anzueignen, um im akademischen Feld bestehen und weiterkommen zu können (vgl. Sauer 2001, 94). Eine pro*feministische Perspektive kann für uns deshalb nicht bei der Frage nach der Zusammensetzung der Spieler*innen des akademischen Feldes stehen bleiben. Sondern sie muss die ‚Spielregeln' des Wissenschaftsbetriebs politisieren, um die Universität als vermännlichenden ideologischen Apparat zu transformieren. In diesem Zusammenhang wollen wir folglich auf zwei Aspekte eingehen: Kämpfe um Arbeitsbedingungen und die Gestaltung von Lehre. Denn

> (w)er in der ‚unternehmerischen Hochschule' (…) heute eine Laufbahn erwägt, ist nicht nur mit unsicheren Perspektiven, Kettenbefristungen und hohen Anforderungen an Mobilität, Flexibilität und Zeitaufwand konfrontiert, sondern auch mit einer enormen Konkurrenz um knappe Stellen und Ressourcen wie Forschungsgelder, Publikationsmöglichkeiten und Anerkennung (Laufenberg 2018, 280).

Diese Umstände stehen somit dem pro*feministischen Horizont solidarisch-dialogischer Beziehungen innerhalb der Universität diametral entgegen (vgl. Müller/Speck 2016, 210). Denn das Hinnehmen der männlichen und vermännlichenden Logik des Wissenschaftsapparates bedeutet – auch als epistemisch feministisch positionierter Wissenschaftler – die Einnahme einer komplizenhaften Position. Wir argumentieren daher, dass politische Organisierung im Kampf um eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen auf der Universität Teil einer pro*feministischen wissenschaftlichen Praxis ist. Müller und Speck (2016, 211) schlagen hier vor, für unbefristete Stellen jenseits der Professur, den Abbau feudaler Macht- und Abhängigkeitsstrukturen in universitären Hierarchien oder die Einführung einer kurzen Vollzeit zu kämpfen. Entprekarisierte Arbeitsbedingungen könnten die hegemoniale Wissenschaftskultur grundlegend verändern. Dann müssten Wissenschaftler*innen nicht aus permanenter Angst um die eigene berufliche Zukunft ihre Verwertbarkeit auf dem akademischen Markt behaupten. Stattdessen könnten sie auf kollegiale und solidarische Weise zusammenarbeiten und so ihre eigene Praxis denjenigen (solidarischen) Prinzipien annähern, von denen ihre Forschung getragen wird – Geschlechtergerechtigkeit, Machtkritik und Emanzipation.

Auch in der Gestaltung von Lehre sehen wir Potenzial, mit Androzentrismus und dem Ideal männlicher Wissenschaftssubjekte zu brechen. Hierbei möchten wir ausloten, inwieweit im Seminarraum gegenhegemoniale Beziehungs- und Subjektivierungsweisen erprobt werden können. Doch die gegenwärtig dominanten Formen von Lehre setzen auf Benotbarkeit, Standardisierung und den darin eingeschriebenen Wettbewerb. Entgegen einer didaktisierten Lehre, die auf die Vermittlung und Erreichung von Lernzielen reduziert bleibt, könnte eine durch feministische Standpunktepistemologien inspirierte Lehre auf die Herstellung offener, kommunikativer Situationen bauen. In diesen können die teilnehmenden Subjekte ihre Erfahrungen

als Expert*innen ihrer eigenen Lebenswelten preisgeben und diese in Dialog und Konflikt mit anderen Perspektiven stellen (Bürk 2016, 236). Wichtige Impulse für subjektorientierte Bildung können aus dem Bereich der Erwachsenenbildung oder der politischen Bildungsarbeit kommen. Aufgrund unserer praktischen Erfahrungen damit möchten wir hier nochmals auf die Mahloquet (Czollek et al. 2019) verweisen, welche nicht nur in der gemeinsamen Wissensproduktion, sondern auch im Seminarraum einen Rahmen für – auch konflikthafte – Gespräche zwischen verschiedenen Subjekten über Erfahrungsdifferenzen hinweg ermöglicht. Die Rolle von Lehrenden ist dabei für uns klar. Sie verweisen immer wieder auf die Grundlagen der Mahloquet und halten den Rahmen, damit die Lernenden in kleinen Schritten einen Bruch mit ihrem in Bildungsinstitutionen angeeigneten Habitus vollziehen können. Denn

> (g)erade in den Bachelorstudiengängen muss zuerst geübt werden, nicht mehr an der Schule zu sein. Das ist quasi institutionelles und intellektuelles Detoxing! Eine zentrale Aufgabe kritischer oder gar subversiver Lehre ist es also, den Mythos Wissenschaft und Universität zu dekonstruieren (Bürk 2016, 237).

Die Bedingungen der Universität politisieren

Zuletzt argumentieren wir, dass auch die gesellschaftlichen Bedingungen politisiert werden müssen, die die Universität erst ermöglichen. Wissenschaft als Lebensform bedarf der „Abspaltung und Ausblendung des Praktischen, Alltäglichen und Notwendigen jenseits wissenschaftlicher Wahrheitssuche“ (Jung 2018, 135). Diese Abspaltungen basieren u.a. auf einer vergeschlechtlichten Trennung von produktiver und reproduktiver Arbeit (ebd., 136). Der berufene Wissenschaftler stützt sich nicht nur auf die reproduktive Arbeit von Partner*innen, sondern auch auf die oftmals abgewertete Arbeit von administrativen und studentischen Mitarbeiter*innen. Diese Kolleg*innen müssen für uns gleichberechtigt als Teil der Universität anerkannt werden.

Wir wollen auf ein Bild zurückkommen, das die Relevanz dieser Ebene für eine pro*feministische Politik illustriert: Die Arbeit eines Wissenschaftlers, der sich feministisch positioniert, mit seinen Kolleg*innen solidarische Umgangsformen pflegt und für bessere Arbeitsbedingungen für wissenschaftliches Personal kämpft, wird von Sorgearbeiter*innen und abgewerteten Personalgruppen innerhalb der Universität getragen. Eine pro*feministische Haltung bedeutet für uns auch, sich genau mit ihnen zu solidarisieren. Dies kann in gemeinsamen politischen Kämpfen oder im vermeintlich Privaten direkt umgesetzt werden: bei der Aufteilung von Haus- und Sorgearbeit oder im Beziehungsaufbau und der Anerkennung von Reinigungskräften als Teil der Universität. Gerade weil das ‚Private‘ als Ausgeschlossenes der Universität konstruiert wird, muss für uns dieses als Teil des Universitätsbetriebes politisiert werden.

Fazit

Können also Männer feministisches Wissen produzieren? Für uns kann diese Frage nicht mit einem Ja oder Nein beantwortet werden. Männer sind im Lichte feministischer Standpunktepistemologien durch Auseinandersetzung mit feministischen Diskursen und Beteiligung in feministischen politischen Kämpfen in der Lage – trotz ihrer privilegierten sozialen Positioniertheit – eine pro*feministische epistemisch-politische Haltung einzunehmen. Doch die vergeschlechtlichten Institutionen der Wissensproduktion bedingen auch, dass selbst feministisch verortetes Wissen unter patriarchalen Produktionsbedingungen entsteht. Folglich können feministische Standpunktepistemologien und ihr politischer Impuls vereinnahmt werden. Deshalb haben wir eine pro*feministische Wissenschaftspraxis vorgeschlagen, die über den Bezug auf feministische Theorie hinausgeht. Sie betont dabei nicht nur eine pro*feministische epistemisch-politische Haltung des Wissenschaftlers*, sondern auch die Politisierung des Wissenschaftsbetriebes. Diese Politisierung haben wir auch mit dem Blick auf die habituelle bzw. Beziehungsebene, die Institution Universität und die sie ermöglichenden patriarchalen Strukturen thematisiert. All diese Vorschläge, mit denen wir über die individuelle Praxis hinaus auf eine kollektive pro*feministische Wissenschaftspraxis verweisen wollen, müssen für uns theoretisch vertieft und im Handeln erprobt werden. Außerdem können wir mithilfe dieses Blicks über die individuelle Praxis hinaus die eingangs aufgeworfene Frage um weitere ergänzen: Welche pro*feministischen Kämpfe müssen Männer führen und unterstützen, welche Verhaltensweisen müssen sie verändern, um die androzentrische Institution Universität hin zu einem Ort egalitärer und solidarischer Wissensproduktion zu transformieren? Hierauf Antworten zu finden kann nicht der Anspruch einer wissenschaftlichen Publikation sein. Die Fragen verweisen auf eine Herausforderung für die politische Praxis oder für – in Hanna Meißners Worten – „Erfindungsarbeit an den Grenzen unserer Gewissheiten“ (2015).

Anmerkungen

1 Wir wollen Patricia Graf, Gesine Fuchs und zwei anonymen Reviewer*innen für die Betreuung sowie die wertvollen Kommentare und Anregungen zu diesem Text danken.

2 Wir verwenden die Schreibweise pro*feministisch aus zwei Gründen. Das Sternchen symbolisiert zum einen einen affirmativen Bezug auf queere Kritiken der heteronormativen Geschlechterordnung, welche ein binäres, naturalisiertes Verständnis von Geschlecht und Sexualität in Frage stellt. Zum anderen weist das Sternchen auf eine tastende Haltung bezüglich der Frage hin, ob von profeministischer oder pro-feministischer Politik zu sprechen ist. Die eine steht für einen feministisch informierten männerpolitischen Standpunkt, die andere sieht Männer eher als Verbündete und Unterstützer feministischer Kämpfe, deren Subjekte sie selbst nicht sind (vgl. Brod 1998)

3 Donna Haraway (1991, 188ff.) kritisiert mit dem „god-trick“ die Umsetzung eines neutralen Objektivitätsverständnis, das in der androzentrischen Wissenschaft und in Wissenschaftspraxen eingeschlossen ist. Durch den „god-trick“ löst sich der weiße und männliche Wissenschaftler von jenen Machtverhältnissen, die ihm seine Privilegien zusichern und setzt sich zugleich als nicht-markierte Norm. Dabei handelt er laut Haraway (ebd., 188) im Interesse jener Macht-

verhältnisse, urteilt über sexistisch sowie rassistisch Diskriminierte und produziert Wissen, das den Anspruch auf universelle Gültigkeit erhebt. Zwar sitzt der tatsächliche Wissenschaftler an seinem Schreibtisch, doch durch den „god-trick" blickt er – wie ein Gott – von oben auf die Gesellschaft und spricht dabei von einem angeblichen neutralen Punkt aus. Seine Stimme ist somit überall präsent, aber nirgendwo verortet (vgl. ebd., 191).

4 Czollek et al. (2019, 51) beschreiben die Mahloquet als „dialogische Gesprächsform (H.i.O.) (...) mit dem Ziel, eine Vielzahl von Perspektiven wahrnehmbar zu machen" (ebd.). Für die kollektive Wissensproduktion und unser Argument hier halten wir die Mahloquet für zentral, weil sie als Methode auch auf die Produktion von neuem Wissen abzielt. Der Dialog bietet also nicht die Bühne zur Selbstinszenierung.

Literatur

Alatas, Syed Farid/**Sinha**, Vineeta, 2017: Introduction: Eurocentrism, Androcentrism and Sociological Theory. In: Alatas, Syed Farid/Sinha, Vineeta (Hg.): Sociological Theory beyond the Canon. London, 1-14.

Beaufaÿs, Sandra/**Engels**, Anita/**Kahlert**, Heike, 2012: Einleitung: Einfach Spitze? In: Beaufaÿs, Sandra/Engels, Anita/Kahlert, Heike (Hg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt, 7-22.

Beaufaÿs, Sandra/**Krais**, Beate, 2005: Doing Sciene – Doing Gender. Die Produktion von Wissenschaftlerinnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. In: Feministische Studien. 23(1), 82-99.

Brod, Harry, 1998: To be a Man, or Not to Be a Man – That Is the Feminist Question. In: Digby, Tom (Hg.): Men Doing Feminism. New York, 197-212.

Brunner, Claudia, 2017: Von Selbstreflexion zu Hegemonieselbstkritik. In: Sicherheit & Frieden. 35(4), 196-201.

Bürk, Thomas, 2016: Es kann nicht nur darum gehen, dass wir David Harvey unterrichten. Interview mit Thomas Bürk zu Arbeitsbedingungen und Möglichkeiten kritischer Lehre an der neoliberalen Universität. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung. 4 (2/3), 233-240.

Collins, Patricia Hill, 2000 (1990): Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. New York.

Czollek, Leah Carola/**Perko**, Gudrun/**Czollek**, Max/**Kaszner**, Corinne, 2019: Praxishandbuch Social Justice und Diversity: Theorien, Training, Methoden, Übungen. 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim.

Dietze, Gabriele, 2015: Intersektionalität und Hegemonie(selbst)kritik. In: Gippert, Wolfgang/Götte, Petra/Kleinau, Elke (Hg.): Transkulturalität: Gender- und Bildungshistorische Perspektiven. Bielefeld, 27-43.

Gramsci, Antonio, 1991: Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe. Hamburg.

Haraway, Donna, 1991: Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature, New York.

Harding, Sandra, 2015: Objectivity and Diversity: Another Logic of Scientific Research. Chicago.

Harding, Sandra, 1992: Rethinking Standpoint Epistemology: What is Strong Objectivity? In: The Centennial Review. 36(3), 437-470.

Hausen, Karin/**Nowotny**, Helga (Hg.), 1986: Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt am Main.

Jung, Tina, 2018: Wissenschaft machen und kritische Haltung. Aspekte feministischer und marxistischer Wissenschaftskritik. In: Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie (Hg.): Feminismus und Marxismus, Arbeitsgesellschaft im Wandel. Weinheim Basel, 130-144.

Kapoor, Ilan, 2004: Hyper-self-reflexive Development? Spivak on Representing the Third World Other. In: Third World Quarterly. 25(4), 627-647.

Laufenberg, Mike, 2018: ‚Feminisierung' der Wissenschaft? Affektive Arbeit, Geschlecht und Prekarität in wissenschaftlichen Arbeitsgruppen. In: Laufenberg, Mike/Erlemann, Martina/Norkus, Maria/Petschick, Grit (Hg.): Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. Wiesbaden, 279-306.

Maihofer, Andrea, 2013: Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veranderung. In: Karin Hostettler und Sophie Vögele (Hg.): Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. Bielefeld, 319-332.

Maihofer, Andrea, 1995: Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main.

Meißner, Hanna, 2015: Kritik und Widerstand – Erfindungsarbeit an den Grenzen unserer Gewissheiten. In: Bargetz, Brigitte/Ludwig, Gundula/Sauer, Birgit (Hg.): Gouvernementalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault. Frankfurt, New York, 207-228.

Mendel, Iris, 2015: WiderStandPunkte: umkämpftes Wissen, feministische Wissenschaftskritik und kritische Sozialwissenschaften. Münster.

Müller, Annekathrin/**Speck**, Sarah, 2016: And the winner is.... The male academy oder: Die ungleichen Auswirkungen universitärer Prekarität. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung. 4(2/3), 203-212.

Sauer, Birgit, 2001: Politikwissenschaft als Männerberuf? Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft. In: SWS-Rundschau. 41(1), 81-89.

Singer, Mona, 2008: Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden, 285-294.

Singer, Mona, 2005: Geteilte Wahrheit: feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien.

Sprague, Joey, 2018: Feminist Epistemology, Feminist Methodology, and the Study of Gender. In: Risman, Barbara J./Froyum, Carissa M./Scaraborough, William J. (Hg.): Handbook of the Sociology of Gender. New York, 45-55.

Stoetzler, Marcel/**Yuval-Davis**, Nira, 2002: Standpoint Theory, Situated Knowledge and the Situated Imagination. In: Feminist Theory. 3(3), 315-333.

Thym, Anika, 2018: Ansätze zur Hegemonieselbstkritik – Einblicke in kritische (Selbst-)Reflexionen von Männern aus Führungspositionen im Finanzsektor. In: Pühl, Katharina/Sauer, Birgit (Hg.): Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse: queerfeminstische Positionen. Münster, 196-214.

Yuval-Davis, Nira, 2012: Dialogical Epistemology – an Intersectional Resistance to the Oppression Olympics. In: Gender & Society. 26(1), 46-54.